In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 39. Posen, den 9. August 1927. Nr. 39.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

15. Fortsetzung.

Der Russe spann um sie und sich immer dichter ein Netz, das sie abschloß von anderen Gästen. Sein Sprechen war leiser, der Inhalt vertrauter. Er gab Anekdoten und Scherze zum Besten, die er selbst erlebt hatte, sprach von der eigenen, traurigen Jugend, doch immer verschleiert, so andeutungsweise, daß Ines nie wußte, wie er alles meinte. Sie war zu diskret, um ihn weiter zu fragen. Sie lauschte nur willig der klangvollen Stimme und freute sich, daß er ihr alles vertraute. Ihr weiches Gemüt schwang in wirklichem Mitleid, wenn er von dem trunkenen Vater erzählte. Wobei er ganz offen ließ, welchen Rang dieser im Leben bekleidet. Doch da er erwähnte, daß Mutter Juschuschka, von der er in solch reiner Liebe erzählte, daß ihr Tränen kamen — daß Mutter Juschuschka die Tochter von einem Major in der Garde des Zaren gewesen — — den Ehestand ließ Krasputin unbeachtet — so sah sie die Herkunft des plaudernden Russen erheblich entstellt gegenüber der Wahrheit. Er wußte die Tatsachen mit seinen Träumen so gut zu vermischen, daß aus seinem ärmlichen, lichtlosen Leben allmählich ein Märchen von seltsamem Reiz wuchs, in dem er der Held war, bald leidend, bald siegend.

Rolf Matterton saß Ines schräg gegenüber am anderen Tisch. Er sah mit Verwunderung und mit Befremden, wie sehr Ines auf ihren Tischnachbarn einging. Die kühle Beherrschtheit, die er an ihr kannte, verlor sich zusehends. Vergeblich versuchte er, einige Worte von drüben zu erhaschen. Sie sprachen zu leise, nur mit sich beschäftigt. Dabei ließ der Russe den Blick nicht von Ines. Sie schien nicht zu fühlen, daß sie dabei öfter die Pflichten der Hausfrau vergaß, da Graf Crailsheim, der sie zu Tisch führte, nur wenige Worte mit ihr wechseln konnte, weil sie niemals frei war.

Nur selten sah er ihren Blick wie gewöhnlich ihn selbst und die anderen Gäste berühren. Und dann immer nur flüchtig, mit fragendem Ausdruck. Als lausche sie auf eine innere Stimme.

Er hob schnell das Sektglas, um ihr zuzutrinken, doch sah sie ihn gar nicht. Im Gegenteil legte sie jetzt ihre Hand auf die Hand ihres Tischherrn und schien ihm so etwas wie Trost zuzusprechen. Denn er sah ihr tief und voll Dank in die Augen. — Dann, kurz hinterher, lachten sie wieder beide. Sie mußten das Thema fast pausenlos wechseln.

Rolf wußte nicht recht, was in ihm selber vorging. Es war ihm, als sitze dort drüben am Tische an Stelle der Frau, die er kannte und liebte, ein anderes Weib, das durch Berge und Abgründe von ihm getrennt war. Er grübelte schweigsam und fand keine Lösung.

War's Eifersucht? Lächerlich! Matterton fühlte zu sehr seine eigene männliche Stärke, um sich in Gedanken so zu unterschätzen. War Ines selbst anders im innersten Wesen, als er sie gesehen und immer beurteilt? Es schien ihm nicht glaubhaft.

Und dann dieser Russe. — Er konnte nicht sagen, daß jener sich irgendwie merkbar hervortat vor anderen Gästen. Er sah glänzend aus, zeigte sich stets bescheiden, und schließlich war es ja auch Pflicht eines Tischherrn, die Dame des Hauses so zu unterhalten, daß sie sich nicht langweilte. Er stand eben geistig hoch über den Menschen, die rings um ihn saßen. Da war es natürlich, daß Ines ihn vorzog.

Rolf Matterton fand keinen Grund, ihm zu zürnen, und doch war ihm weh, wenn er an Ines dachte und rasch zu ihr hinsah. Sein wacher Instinkt lag beständig auf der Lauer.

„Los! Schluß!" kommandierte er sich in Gedanken und widmete sich der Baronin von Simmern . . .

*

„Nein, ich bin eigentlich furchtbar enttäuscht!" klagte die Hofrätin Bindelfing zum Attaché, als Ines van Hoogh schnell die Tafel aufhob. „Wir sind jetzt schon über zwei Stunden bei Tisch, und nichts ist passiert!"

Man pendelte langsam zum roten Salon. Die Dienerschaft reichte den Mokka herum.

„Ah!" spottete Trotzka — „Sie wünschten sich wohl so ein Krasputin-Wunderchen gleich zum Dessert? Gespenster in Eis, Prophezeiung mit Sekt? Famose Idee, meine gnädige Frau! Na, haben Sie nur noch ein wenig Geduld! — Er legt schon noch los."

Er wies mit der Hand nach dem anderen Saal, in dem Krasputin neben Matterton saß. Sie waren in lebhaftem Wechselgespräch. Ein großer Kreis Gäste stand um sie herum. „Schnell, kommen Sie!" sagte die Rätin erregt und zog ihren Tischherrn am Arm mit sich fort.

Rolf Matterton lehnte gelassen im Stuhl und schaute den Russen beobachtend an.

„Und dann, wie erklären Sie sich diesen Fall? Ein Yogi von großem Ruf machte uns einmal das folgende Kunststückchen vor. Wir — etwa zwanzig Personen mit mir — standen im Halbkreis um ihn herum. Er selbst saß mit einem malaiischen Boy dicht vor uns im Sand. Mehrere Sekunden lang sagte er nichts und blickte ganz starr vor sich hin, — regungslos. Dann sprang er plötzlich mit einem Satz auf und tanzte vor uns wild im Kreise herum. Dann setzte er sich wieder still vor uns hin. Dabei sang er in einem seltsamen Takt nur e i n e n Ton wie ein Gebet vor sich hin. Die Augen waren auf uns gerichtet. Jeden einzelnen streichelte er mit dem Blick. Es war ein ganz seltsames, heißes Gefühl. Dann hockte er sich in den glühenden Sand und warf schnell ein Seil in die flimmernde Luft. Es war heller Tag, also alles ganz klar. Und wir sahen deutlich, wie sich das Seil hob, zum Himmel aufwuchs, immer höher hinauf, bis sich seine Spitze dann irgendwo oben unsichtbar verlor. Kaum war das geschehen, so rief der Mann seinem Boy laut etwas zu. Ehe wir wußten, warum und wieso, waren beide in wütendem Streit. Er schrie, und der Junge lief brüllend umher. Und, passen Sie auf —! Der Mann zog ein riesiges Messer heraus, nein, besser ein Schwert — und drohte dem weinenden Jun-

gen damit. Der Boy hing mit einem Satz oben am Seil und kletterte rasend daran in die Luft. Der Mann hinterher, seine Waffe im Mund. Es war ein entsetzlicher Anblick für uns. Im Nu waren beide verschwunden — im Licht. Man hörte nur Jammergeheul aus der Luft, und plötzlich — wir schrien wohl alle laut auf — fiel vor uns ein blutiger Fetzen herab, — ein Stück Menschenfleisch, und dann immer noch eins, ein Arm, dann ein Bein, — der zerstückelte Leib seines indischen Boys! Wir waren noch ganz von Entsetzen gelähmt, da tauchte der Alte schon dicht vor uns auf und kletterte eilig am Seil herab. Unten angekommen, nahm er den verstümmelten Leib, strich dreimal leicht über die Gliedmaßen hin, und — neben ihm stand wieder lächelnd der Boy! Vollkommen gesund. Sie verbeugten sich kurz, und wir zahlten noch ganz verstört unser Geschenk."

„Entsetzlich!" rief Gräfin Orlinsky erregt. „Wie ist das denn möglich?" erscholl es im Kreis. Ein Stimmengewirr schwoll minutenlang auf. Konsul Simon zwinkerte Matterton an, als warte er immer noch auf einen Witz. Auf sowas fiel doch keine Kuh mehr herein! — Doch Matterton lächelte immer noch nicht.

„Noch eins muß ich sagen: der Vorgang ist amtlich beglaubigt und vor zwanzig skeptischen Menschen passiert. Ein Zweifel schließt sich also diesmal selbst aus. Vielleicht weiß Herr Krasputin uns die Erklärung dafür?"

„Gewiß!" nickte Krasputin — „alles war nur Suggestion, die der Yogi in Ihren Köpfen erzeugte. Sie sahen das, was er sich d a c h t e. Sonst nichts. Der Mann hatte zweifellos seltene Kraft der Massenbeeinflussung, da es gelang. Denn wäre bei einem der Zuschauer die Suggestion nicht völlig geglückt, so hätte der Eine wahrscheinlich nichts von diesem ganzen Erlebnis gesehen."

„Sehr richtig erklärt!" nickte Matterton kurz. „Der Eine war damals kein Mensch, sondern nur meine Film-Kamera, die für Suggestion nicht zugänglich ist. Ich habe den ganzen Trick photographiert. Der Film zeigt den Mann, wie er mit seinem Boy die ganze Zeit ruhig im Sand sitzen blieb und nur mit den Augen im Kreis herumging."

Das helle Erstaunen entlud sich sofort in lautem Gespräch. Man redete auf den Erzählenden ein. Die Gräfin Orlinsky sah Krasputin an, als habe er selbst dieses Kunststück vollbracht. Er streichelte sie mit dem zärtlichen Blick der meerblauen Augen. Sie bog sich sofort, als habe elektrischer Strom sie berührt.

„Sie sind doch ein Erzfilou!" gluckerte laut Konsul Simon und legte die Hand fest auf Mattertons Arm. „Bei Ihnen, da fehlt die Pointe doch nie! Famose Idee, mit der Kamera! Glän — ganz glänzende J . . ."

Er verschluckte sich fast.

Als Matterton umschaute, glaubte er deutlich, ganz kurz einen Blick Ahrenbergs aufgefangen zu haben, den dieser schnell mit einem Diener getauscht, der seit Johanns Geisterflucht engagiert war —. Doch konnte es Täuschung sein. Immerhin paßte er jetzt noch mißtrauischer auf, als er schon vorher war.

Im Grunde war er fast ein wenig enttäuscht. Er fühlte sich unsicher bei Krasputin, der ihm keine Blöße zum Einhaken gab und gar nicht der Typ eines Hochstaplers war, wie er ihn sonst immer von neuem erlebt. Es fehlte bei ihm ganz die Absicht zum Bluff, zur äußern Wirkung. Der Mann hatte einen sympathischen Blick, schwermütige Augen, ein schönes, wenn auch etwas weiches Gesicht — für seinen Geschmack. Er war stets bescheiden und lachte auch gern mit den anderen mit. Der ganze Mann paßte nicht recht in das Bild, das Matterton sich von dem Russen gemacht. Er war offenbar ein ganz harmloser Mensch, oder — ein sehr gefährlicher Komödiant.

„Das finden wir schon!" dachte Matterton stumm. „Ein Mittelding gibt es nicht in dem Metier."

Der Russe war wieder von Damen umringt, doch wehrte er sie voll Bescheidenheit ab und lächelte herzlich zu ihrem Geschwätz.

„Erwarten Sie doch nicht stets Wunder von mir! Ich bin nur ein Mensch wie die anderen auch. Nur in meinen Augen und in meiner Hand —"

Er sprach nicht mehr aus, denn im Augenblick wurde es dunkel im Saale, — dann war wieder Licht. Alles starrte sich an, eine Frage im Blick, die sich offenbar auf den Russen bezog.

Baronin von Simmern hielt sich an dem Arm des Konsuls. —

„Ich habe es wieder ganz deutlich gesehen! . . . Er schaute ins Licht, — und da löschte er aus!"

„Der Mann müßte in einen Zirkus hinein!"

Er streifte den Russen mit flüchtigem Blick. Er war ihm fast unheimlich, weil er die Lebensauffassung umwarf, die sonst immer für alle Fälle gepaßt.

„Es ist nicht zu blasen!" bemerkte Rolf leise zu Ines van Hoog. „Ich glaube, es könnte das Tollste und auch das Normalste geschehen, — es gäbe stets Leute, die alles sofort diesem Krasputin zuschreiben. Ist denn diese Torheit nicht schon skandalös?!"

„Peter!" rief Ines den Diener herbei, der eben zurückkam, „wer hat eben draußen das Licht ausgedreht?" Er schaute verständnislos fragend empor.

„Das Licht ausgedreht? — Niemand, gnädiges Fräulein. — Im Treppenhaus haben wir gar nichts bemerkt. Es war immer hell."

Sie wandte sich fragend zu Matterton hin, doch dieser begegnete nicht ihrem Blick. Er drehte sich heimlich zu Ahrenberg um. Es war ihm, als hätte der flüchtig genickt. Doch sah er nicht, w e m dieses Kopfnicken galt. Dem Russen? Dem Diener? Er wußte es nicht.

Baronin von Simmern ereiferte sich in lautem Disput und schwor, daß der Russe der Urheber sei. Von selbst gehe doch die Beleuchtung nicht aus.

„Wir ahnen ja nicht, was der Mann alles kann!"

Um Krasputin schwoll das Gespräch plötzlich an. Er hatte die Bitten der Damen erfüllt und dem Konsul Simon, der bei ihnen stand, Charakter und Anlagen aus seiner Hand und aus dem Tag seiner Geburt prophezeit.

„Gehen's zu! Gehens zu!" machte Simon entsetzt und flüchtete eilig zu Matterton hin.

Der lachte ihn aus.

„War die Sache so schlimm? Was hat denn der Russe von Ihnen erzählt?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Nacht des Bahnhofs.

Von Carl Otto Windecker.

Wenn die letzte Charlestonmelodie verklungen ist, der letzte Barkellner sein klimperndes Kleingeld zählt — und auch die Seßhaftesten aus Bars und Tanzdielen, mit hochgeschlagenen Kragen und müden Augen heraustreten, — — dann beginnt die Nacht des Bahnhofs.

Längst hat der „Betrieb" auf der Straße nachgelassen. Ein paar Taxameterdroschken flitzen noch vorbei und ihre Pneumatik singen grell auf dem feuchten Asphalt. Eine allerletzte Trambahn rattert vorbei, — hohe, gelbe Postautomobile, — ein paar Menschen Frauen, — junge Leute, die sich untergefaßt haben, — drei Polizisten auf Rädern, den Karabiner auf dem Rücken, — die Bogenlampen flackern — leer und verlassen scheinen die Straßen, — fremd gegen das gewohnte Bild des Nachmittags.

Streng ist die polizeiliche Kontrolle. Ein Bahnbeamter und ein Polizist stehen hinter der verschlossenen Tür des Bahnhofes. Man klopft, — und hat ein paar Sekunden Zeit, die Aermsten der Armen zu betrachten, denen keine Fahrkarte, kein Ausweis die Pforte zu Wärme und Tisch und Bänken öffnete. Mit hochgezogenen Knien, die Mütze über die Augen gezogen, liegen sie fröstelnd, an die kalte Außenmauer des grauen Gebäudes gelehnt, — da, wo am Tage elegante Herren und Damen ihre Stiefel von rotbemützten Männern putzen lassen.

„Ihre Fahrkarte?"

Man weist sich aus. Sagt: „Guten Abend!" und lacht. Denn es ist ja schon Morgen. Früher Morgen. Man weiß die Zeit nicht mehr. Der Polizist lehnt an der Wand und blinzelt aus müden Augen.

Seltsamer Anblick! Diese hochgewölbte Halle — eigentümlich. Trostlos fast. Die eigenen Schritte hallen unnatürlich laut,

Ein einziger Mensch torkelt quer durch die Halle. — Er singt — scheint betrunken. —

Kalt schlägt einem die frische Morgenluft des Querbahnsteigs entgegen. In den offenen Einfahrtshallen pfeift der Wind. Ein paar Züge stehen bereits auf den Geleisen, die Waggons sind in den weißen Rauch der zischenden Heizungsrohre gehüllt.

Mensch an Mensch in den Wartesälen der 3. und 4. Klasse. In verzerrten, qualvollen Stellungen. Auf Bänken und Tischen. Den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, die Beine an den Leib gezogen, — durcheinander — eingezwängt. Die meisten schlafen. Leere Gläser stehen noch auf den Tischen in den feuchten Ringen des niedergetropften Bierschaums, Koffer und Körbe türmen sich kreuz und quer. Zerrissene Schuhe und schmutzige Kleider. — Vergriffene Mützen und abgeschabte Hüte — und ein widerlicher Geruch von schlafenden Menschen. In kurzen Abständen erscheint der Tschako eines Polizisten an den Scheiben der großen Türen. Hin und wieder geht ein Bahnbeamter durch den Saal. Man ist aufmerksam! Man hat schon manchen guten Fang hier gemacht — — —

Leerer die Wartesäle der 1. und 2. Klasse. Es brennen nur wenige Birnen der großen Leuchter. Verlassen das Büffett. Auch hier schlafen viele. Andere sitzen an den Tischen mit müden, übernächtigten Gesichtern. Ein paar Worte gehen hin und her. Wie schwer ist das Sprechen um diese Zeit.

„Gibt es denn keinen Kaffee hier, — oder Zigaretten?“ knurrt einer wütend. Niemand antwortet ihm. Aber alle sehnen sich nach dem braunen Getränk, — nach einem Zug Tabakrauch. — Langsam kriecht der große schwarze Zeiger der Bahnhofsuhr. Es ist kaum 3 Uhr vorbei! —

Zum zehntenmal läuft man an die Fahrzeittafel. Man weiß es ja schon lange. — Aber diese Müdigkeit in den Gliedern — — aaahh — pfui — — — — erschrocken fährt man, von einem gleichmäßigen Geräusch geweckt, — und dort steht auch der erste Kellner und stellt Tassen und Teller zu hohen Türmen. Das Geschirr klappert. Tack-Tack-Tack-Tack — — — müde Augen werden größer. Es ist gleich halb Vier.

Ein paar Herren sitzen jetzt am nächsten Tisch. Im Smoking. Blasse, verlebte Gesichter. Worte, Sätze fliegen herüber: sie kommen aus einem Spielklub. Angestellter, Empfangschef ist der eine. Sie warten auf die erste Tasse Kaffee hier. Nun kommen auch ein paar — Damen! lachen, legen neuen Puder auf. Aber die Lippen sind blaß. Ohne Rouge.

„Jetzt haben sie die Türe vorne aufgemacht!“ sagt nebenan ein Mann und dreht sich mürrisch auf die andere Seite. Und schläft weiter.

Und plötzlich dampft das braune Getränk in den dickwandigen Tassen vor jedem. Kleine Mädchen, ein Tuch um den Kopf, kehren den Schmutz zu Haufen. Die Kaffeemaschine auf dem Büffet summt und singt und zischt. Lachen klingt auf, Sprechen. Das müde Fräulein vom Zigarrenkiosk ist auch da und wehrt den Gierigsten, die das Portemonnaie in der Hand halten. —

Draußen pfeift eine Lokomotive. Donnernd klingt das Poltern der Räder von den hochgespannten Hallen zurück. — Reisende reißen die Türen auf — ein kühler Luftzug weckt die erschlafften Lebensgeister — — Menschen aus der Stadt, Kutscher, Chauffeure, schlürfen stehend, hastig eine Tasse Kaffee, — die ersten Züge gehen in ein paar Minuten — — Getöse und Rauch und Schreien und Laufen — —

Die Nacht des Bahnhofs ist vorbei.

Ein unbekanntes Schubertlied.

Die Werke Franz Schuberts sind uns noch lange nicht vollzählig bekannt. Jährlich werden neue Schubert-Kompositionen entdeckt. So erst vor nicht allzu langer Zeit die sogenannte Unvollendete, für deren Vollendung ein amerikanisches Preisausschreiben ausgesetzt wurde. Man erinnert sich vielleicht noch an die durch Robert Schumann entdeckte C-dur-Sinfonie, deren Ausführung große Schwierigkeiten entgegenstanden. Erst ganz allmählich hat sich diese Sinfonie im Konzertprogramm durchsetzen können.

Unter den Schubertliedern befindet sich der ungemein bekannte „Schwanengesang“, so durch die auf die Tränendrüsen spekulierenden Verleger genannt. Auch diese Gesänge sind erst nach dem Tode Schuberts gefunden und der Oeffentlichkeit übergeben worden. Und immer wieder kommen neue Schubert-Funde vor.

Ein großes Verdienst um die Auffindung solcher Schubertlieder hat sich Otto Erich Deutsch, der bekannte Schubertforscher, erworben, der auch jetzt wieder ein unbekanntes Schubertlied aus Anlaß des großen, für das nächste Jahr geplanten Schubertfestes veröffentlicht. Es handelt sich um ein völlig unbekanntes Lied, das den 13. Psalm in der Uebersetzung Moses Mendelssohns vertont. Das Lied stammt aus dem Jahre 1819 und scheint Anfang Juni geschaffen worden zu sein; denn von Schuberts Hand steht darunter „Juni 1819“, davor ein durchstrichenes M, das darauf schließen läßt, daß Schubert in Gedanken noch im Mai war.

Das Manuskript ist seit langer Zeit im Besitz der Großnichte Schubert, eines Fräulein Marie Schubert. Sie ist die Enkelin des Bruders des Meisters Karl Schubert. Nun hat ein Sohn dieses Bruders das Manuskript von einem anderen Bruder Schuberts, Ferdinand, bekommen, und aus seinem Besitz ist es in die Hände des Fräulein Marie Schubert übergegangen.

Die Komposition ist nicht vollständig, es fehlen einige wenige Takte. Hofrat Eusebius Mandyczewsky hat versucht, die fehlenden Takte zu ergänzen. Nach den Ansichten Otto Erich Deutschs soll das Lied in dem Hause Wipplingerstraße 2 in Wien komponiert worden sein.

Die Musikwelt wird es nach seiner Uraufführung im nächsten Jahre wohl bald in allen Konzertsälen zu hören bekommen.

Vom Puppenspiel.

Von Dr. Hans W. Fischer.

Wenn man vom Puppenspiel spricht, so hat man die Marionette, die an Drähten oder Fäden hängende Gliederpuppe im Auge. Daneben existierte von jeher die Handpuppe, bei der der Kopf durch den Zeigefinger, die beiden Arme durch Daumen und Mittelfinger regiert werden.

Zwischen den beiden Arten der Puppen bestehen tiefgreifende Unterschiede nicht nur in der Handhabung, sondern auch der für sie geeigneten Stoffe. Immerhin gibt es eine ganze Menge Spiele, die sich auf beide Weisen darstellen lassen.

Die Handpuppe ist primitiver; sie fordert einfache Texte. Ihr Held ist der Kasper; ihre bevorzugten Stätten der Jahrmarkt und die Straße. Im Hause findet sie Pflege bei Erwachsenen und Kindern, und das um so lieber, da man die nötigen Puppen sehr leicht selbst herstellen kann. Es brauchen nicht einmal Holzköpfe zu sein, man kann Kartoffeln herrlich zurechtschnitzen, ihnen Augen aus buntem Glas und dem Teufel eine Zunge aus einem roten Tuchfetzen einsetzen, und als Gewand genügt notfalls ein buntes Taschentuch. Fertige Puppen haben Füße, die beide oder einzeln über den Rand der Bühne herabbaumeln.

Die Marionette ist sehr viel schwerer zu handhaben. Die Mindestzahl der Fäden wird fünf betragen müssen, wenn die Gliederpuppe bewegungsfähig sein soll; ihre Beherrschung fordert Geschick und Uebung. Das Spiel in der Familie wird darum mit ihr selten so einfach und lustig durchzuführen sein wie das mit der Handpuppe. Sie ist eben anspruchsvoller.

Aus diesem Grunde ist sie freilich auch entwicklungsfähiger. Während die Hand- und Kasperpuppe im wesentlichen Eigentum des Volkes selbst blieb, stieg die Marionette empor in die höhere Kunst. Nicht nur Cervantes, Goethe und Kleist liebten sie, sondern ebenso zärtlich auch neuere Poeten wie Mörike, der im „Stuttgarter Hutzelmännlein“ den Inhalt eines Narrenspiels aus dem „Dockenkasten“ erzählt, und Storm, in dessen „Pole Poppenspäler“ das Spiel vom Doktor Faustus aufgeführt wird. Und sie ist es, die einen eigenen Dichter gefunden, der ihr Wesen gründlich verstand: den Grafen Pocci, den wahren Klassiker des Puppenspiels.

Wir haben in Deutschland eine Reihe von Puppenspieltruppen, die das Streben nach einer neuen Blüte zeigen. Die meisten sind süddeutscher Herkunft. Die Tradition zeigt sich am deutlichsten in dem Theater des Münchener Papa Schichtl, der immer noch seine Ritter- und Räubergeschichten spielt. Von München aus gingen durch ganz Deutschland das Puhonnysche Marionettentheater und Paul Brauns Künstlertheater Münchener Marionetten. Beide haben reiche Spielpläne, das Puhonnysche außerdem in Ehlert einen ganz ausgezeichneten Sprecher.

Die große Wichtigkeit, die das Puppenspiel für die weitesten Kreise des Volkes haben kann, ist von den entscheidenden Stellen unseres Bildungswesens durchaus erkannt. In der dankenswertesten Weise haben sich die großen Organisationen auf dem Gebiete des Theaters seiner Pflege angenommen.

Entnommen der „Lesestunde“, Organ der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 61.

Die Namen.

Von Sigismund von Radecki.

Ich stehe an der Straßenkreuzung, ich will hinüber — und schon zerren so und so viel Fäden an meinem Großstadtgehirn: ein Viertelseitenblick gehört dem Weißhandschuh des verkehrsbeschwörenden Polizisten, ein anderes Achtelchen wird von einem plakatierten Namen auf der Litfaßsäule angezogen, zwei schnelle Blicke halten mich über die hupenden Herden von Fahrzeugen au courant, und dann ist da noch eine entzückende junge Dame, die sich der Litfaßsäule nähert. Und außerdem durchzuckt mich der Gedanke, daß in diesem wilden Panorama kein Fenster, kein Laternenpfahl, kein Pflasterstein da ist, der nicht vorher von irgend einem Gehirn ausgerechnet worden wäre . . . Der gerade Weg, den ich jetzt entschlossen einschlage, ist im geheimen von allen diesen Komponenten bestimmt: bis ich an der Litfaßsäule bin, so kombiniere ich, wird sich der Schutzmann quer stellen, ich überfliege im Vorbeigehen den Plakatnamen, kann der entzückenden Dame, die ebenfalls die Säule studiert, unauffällig ins Gesicht schauen (Gott sei Dank! — sie ist häßlich) und mir den Weg durch das stehengebliebene Rote Meer der Vehikel bahnen.

Meine Schritte trugen mich fort in die Stille, in die Dunkelheit, nach Berlin N. Ich sah eine endlose Schienenwüstenei, wo jetzt die Blocksignale wie ein Funkenschwarm aufleuchteten. Ein starrer Kohlenkran beugt sich über das Wasser und wird von dessen Spiegel in den höhnischsten Windungen verzerrt und geschaukelt. Die Häuserfront ist eine langgestreckte Kommode mit den herausgezogenen Schubladen der Balkone. Aus dem Fenster Gucken wird in diesen Stadtteilen zu den Feierabendvergnügungen gerechnet; Männer in Hemdsärmeln sahen sich die Welt an, Frauen mit Schürzen ließen sich von der Welt ansehen. An einer Stelle sind

die Häuser wie Brodlaibe abgeschnitten; aus der Lücke dringen Krach, Gedudel und rosiges Licht — ein Nummelplatz. Um den Eingang lungern Halbwüchsige, die sich fortwährend mit ihren Namen anrufen: ein zitternder Ton, ungefähr wie „... Williii ..“ schwebt dauernd in der Luft. Vom Platz kommt ein Kokosfettgeruch und das „Unwidarruflich“-Gebrüll der Anreißer. Die Anreißer schwitzten, riefen krächzend die Namen aus und bewiesen aus hochgeschwungenen Zeugnissen ihre Zugehörigkeit zur internationalen Artistenloge. Im Weitertrotten studierte ich die Ladenschilder. Ein Kellerloch hieß „Gemüse-Hallen des Nordens“. Die Straßenverkäufer plapperten ihr Geschäftsgebet her: „... Hier noch die guten Schnürsenkel!“, „... reine Terpentinware, jetzt zehn Pfennige!“, „also, meine Herrschaften,, ich will Ihnen noch einmal den ganzen Vorgang zeigen! . .“ Und auch die goldenen und Emaillettern plapperten: „Hiesige und echte Biere“, „Zur Sportklause“, „Butter-Klawe“, „Stempel-Pfeuffer“, „Treffpunkt der Elite“, „Phonographen-Katz“, „Butter-Elga“, „Die gute Massary“ — das ging bis in die Unendlichkeit weiter. Wie viele Namen es doch gab: Homann, Müller, Bruno Wiskoleit, Schulze, Eschenburg. Bullrich... Kein Ende abzusehen!

Und plötzlich spürte ich ein unbehagliches Gefühl, wie wenn irgend ein fremder Bazillus in mein Blut getreten wäre. Was war es nur? — meine Unruhe wurde immer größer! Da — jetzt wußte ich es siedendheiß. Ich hatte — ich schäme mich fast, es zu sagen — also ich hatte meinen Namen vergessen! Wissen Sie, wie das ist, wenn ein Schlafwandler in einer kaltdunklen Nacht plötzlich wieder zu sich kommt. Er hat nicht die geringste Ahnung davon, wo und wer er ist; er ist bloß ein frierendes Lebensfünkchen, das in irgend einem eisigen Weltenraum schwebt, in der Dunkelheit zwischen Uranus und Saturn... (Dann, allmählich, besinnt er sich auf seine Beine, stößt an den Waschtisch, tastet sich bis zum Bett und sinkt schluchzend in die Kissen.) Genau so ein namenloser Schmerz hatte mich jetzt gepackt. Ich beschritt tausend Gedankenwege, allein das Tor zu meinem Namen blieb versperrt. Ich versuchte es humoristisch zu nehmen: „Ah was, dös wer mr glei hab'n!“ und griff nach meiner Brieftasche, nach meinem Paß — aber ich hatte sie ja im anderen Anzug gelassen.

Und wieder wanderte mein Blick die Schilder entlang, ob ich nicht dort wiederfände: „...Homann, Butter-Elga, Bruno Wiskoleit, E. Mayer u. Co.“ — ja, die hatten es gut, die saßen warm ineinandergekeilt, die hatten ihre Namen ganz fest und ließen sie nicht los. Bullrich hatte wahrscheinlich zwei Söhne, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Wiskoleit sammelt Marken .. Ernst und satt blickten mich die Lettern an; oh, die waren alle registriert und gut angeschrieben! Und nur ich, ich fühlte, wie ich mit jeder Sekunde abstrakter und schemenhafter wurde. Hastig ging ich im Kopfe alle möglichen Namen durch, ich riß alle Gehirnschubladen auf und verstreute deren Inhalt: Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk . . .? — nein, das waren ja die kleinen Propheten. Hinz und Kunz, Löser und Wolf, Plitsch und Plum. — Nein. Wondra, Powondra, Kowarzik, Zacharides und Gasselfeder. Nein. Wondra, Powondra, Kowarzik, Zacharides und Gasselfeder nicht ich.

Ich blickte flackernd hin und her. Ein Königreich für meinen Namen! Ich stürzte in ein gashelles, vollgequalmtes „Patzenhofer“. Mein Name grinste mich wie das „Berliner Kindl“ aus dem Maßkrug an — ätsch! du fängst mich nicht. „Ich möchte mal telephonieren,“ sagte ich und blätterte nun wild im Telephonbuche nach. O Gott, wie viele Namen! Das war hoffnungslos. So telephonierte ich denn meiner Wirtin. — „Bitte, wer spricht?“ fragte sie. — „Ich bin es, erkennen Sie mich denn nicht? Verstehen Sie.. Ich!“ — „Bitte, nein; will der Herr seinen Namen nennen?!“ — Ich hängte schnell ab. Draußen an der Ecke wurden Zeitungen verkauft, vielleicht war von mir was erschienen, unter meinem Namen! Ich riß das Blatt an mich, — nein, es war wieder nichts. Die Schilder hingen fett gedruckt da, wie vorhin. Ich sprang in ein Auto und fuhr nach Hause. Die Wirtin öffnete.

„Guten Tag, Herr...“ sagte sie und nannte meinen Namen. „Gott sei gelobt! Natürlich! Lächerlich!“

„Ja,“ fuhr sie mißtrauisch fort, „und dann hat vor zehn Minuten ein unbekannter Herr angerufen...“

*

Zum Teufel, wer kann sich alle die Namen merken! Aber warum stemmen vernünftige Menschen im Gespräch plötzlich ihre Fäuste an die Schläfen, weil sie sich auf irgend einen belanglosen Namen nicht besinnen können? Nach fünf angsterstarrten Minuten haben sie ihn dann, und doch hat keiner etwas davon. What 's a name. . Allerdings soll ein vergessener russischer Heiliger einen Namen gehabt haben, der, sobald man ihn aussprach, nach Myrrhen und Balsam duftete. Nichts saugt so sehr das Pathos und die Essenz eines Menschen an wie ein Name: Alexander! Bei manchen Namen war das sogar so stark, daß man sie nicht nennen durfte. Tat man es, so brach man an dem Namen zusammen. Und wie schwer trägt mancher an seinem Namen Müller... Dabei beruhigte ich mich und legte mich schlafen.

Laboratoriums-Grotesken.

Operative Augenübertragung bei niederen Lebewesen.

Es gibt mancherlei zwischen Himmel und Erde, von dem wir uns nichts träumen lassen. So können wir es uns auch kaum vorstellen, daß das Auge eines Lebewesens in seinem Ohr überpflanzt wird und dort fortlebt. Und doch ist das der Fall.

Der deutsche Biologe Walter Schultz hat dieses Kunststück fertig gebracht. Er nahm einem Kaninchen das Auge heraus und setzte es ihm ins Ohr ein. Dieser Versuch war keine Spielerei, kein Abwarten, ob es gelingt und was vielleicht daraus wird, sondern ein ganz bestimmtes Experiment. Er verwandte dazu das sogenannte Russenkaninchen, ein weißes Tier mit roten albinotischen Augen. Die Körperenden der Tiere sind schwarz, die Schnauze, Zehen, Ohren- und Schwanzspitze. In dem Augenblick, in dem man die Russenkaninchen in einen kalten Raum bringt, breitet sich der schwarze Farbstoff aus. Das rotschimmernde Auge ist in Wirklichkeit farblos, denn die rote Augenfarbe rührt von dem durchschimmernden Blut her. Schultz wollte nun das farblose Auge farbstoffhaltig machen. Es war also die Frage zu lösen, wodurch dieses erreicht werden konnte, und er kam auf die einzig mögliche Antwort: durch Kälte.

Auf Grund dieser Ueberlegung nahm er das Auge aus seiner Höhle heraus und verpflanzte es ins Ohr, das wegen seiner geringen Durchblutung natürlich weniger wärmehaltig ist als der übrige Körper. Nach einiger Zeit löste er aus dem Ohr das übertragene Auge und stellte fest, daß es tatsächlich pigmenthaltig geworden war. Allem Anschein nach ist der Farbstoff nicht etwa vom Ohre ins Auge gewandert, sondern hat sich aus eigener Kraft gebildet; denn im Auge des Russenkaninchens ist eine latente Erbanlage dafür vorhanden, die sich in dem Augenblick auswirkt, in dem das Auge nicht mehr in dem starken Wärmezustand gehalten wird.

Allerdings ist Schultz nicht der erste, der eine Augenverpflanzung vorgenommen hat. Vor einigen Jahren hat eine solche Verpflanzung bereits der Experimental-Zoologe Uhlenhut vorgenommen, indem er Augen von Salamanderlarven auf ihren Rücken verpflanzte, wo die Augen auch verheilten. Es galt festzustellen, ob sich das Auge eines Salamanders, das bei einem ausgewachsenen Tier tiefschwarz ist während es bei einem jungen einen goldenen Ring besitzt bei der Verwandlung aus dem Wasserstadium in die Landform schwindet, sich mit seinem Stammtier oder mit seinem Wirtstier wandelt. Man stellte fest — mit dem Wirtstier, d. h. das fremde Auge wird je nach Bedarf verältert oder verjüngt, indem es sich mit dem fremden Körper organisch verbindet.

Der Ungar Koppanyi hat gleichfalls Augenübertragungen vorgenommen, und zwar tauschte er die Augen zweier Tiere miteinander aus. Man stellt fest, daß bei beiden Tieren, denen die Augen entfernt werden, der Farbwechsel und die Farbanpassung schwindet. Indem man fremde Augen einsetzt, gelingt es, die Farbreaktion wieder herzustellen, ja es geht sogar so weit, daß Tiere niederer Ordnung wieder sehen können.

Wenn es gelingt, diese Versuche, deren Gelingen bei Säugetieren noch nicht nachgewiesen ist, auch für den Menschen nutzbar zu machen, so wäre hier ein epochemachender Fortschritt erzielt, der es vielleicht ermöglichte, Blinde wieder sehend zu machen.

Dr. F. Z.

Aus aller Welt.



Der seelenvolle Greis. Von gewissen historischen Persönlichkeiten wissen wir sogenannten Gebildeten gewöhnlich nur ein Schlagwort oder eine Tatsache, so zum Beispiel von Fontenelle, einem berühmten Gelehrten aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Tatsache, daß er sehr alt geworden ist. Unter den schönen Anekdoten in der französischen Grammatik, die wir als Kinder auswendig lernten, stand eine von ihm. Da sagte eine Marquise, die neunzig Jahre war, zu dem Fünfundneunziger: „Herr Fontenelle, ich glaube, der Tod hat uns vergessen.“ „Chut,“ erwiderte Fontenelle (und wir lernten, daß „Chut“ das Französische für „Psst“ ist). „Chut,“ erwiderte Fontenelle, indem er den Finger auf den Mund legte. Nun habe ich neulich eine Geschichte von ihm gelesen, aus der wiederum hervorgeht, wie dieser alte Herr das Leben, besonders sein eigenes liebte. Seit Jahr und Tag dinierte er jeden Dienstag bei seiner Freundin, der Frau von Tengin. Als er zweiundneunzig Jahre alt war, bekam er eines Tages die Nachricht vom Tode dieser Dame. Fontenelle hob zitternd die Hände zum Himmel und rief mit bebender Stimme: „Eine so gute Frau! Welch ein Jammer!“ Und nach einer Pause, während welcher seine Umgebung schweigend seinen Schmerz geehrt hatte: „Was soll ich tun! Nun werde ich Dienstag bei Frau Geoffrin dinieren!“ Das war seine ganze Trauerrede um die verstorbene Freundin.

Fröhliche Ecke.



Im trockenen Amerika.

Der amerikanische Zollbeamte entdeckte beim Nachsehen der Gepäckstücke eine Flasche, die er triumphierend aus dem Koffer nahm.

„Es ist nur Benzin darin,“ stotterte der Reisende.

„Ja, ja,“ lachte der Beamte, „das kennen wir schon.“ Und er nahm einen kräftigen Schluck.

Es war Benzin.

*

Er kennt sich aus.

„. . . außerdem kann ich Ihnen versichern, daß Ihre Frau allgemein für ein Scheusal gehalten wird. Mit den besten Empfehlungen Lappke.“

Nachdem er das diktiert hat, sagt Lappke zur Stenotypistin: „Adressiernse an Herrn Melzer. Schreimse aber darauf: Privat. Und unterstreichense das Wort Privat. Da weiß ich wenigstens bestimmt, daß seine Frau den Brief lesen wird.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.